

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 19

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 4

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Taubstummengrund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der Schweizerischen Taubstummenlehrer
herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gulzberger, Wabern

1. Oktober 1930

Nr. 4

2. Jahrgang

Die Pfahlbauer.

(Nachstehende Geschichte ist mit gütiger Erlaubnis des Verfassers, Herrn H. Zulliger, Lehrer in Ittigen bei Bern, hier wiedergegeben. Sie möchte der Anfang eines Versuches sein, durch solche Erzählungen und Schilderungen dem Leser Schweizergeschichte näher zu bringen. S. Gegensatz, St. Gallen.)

Die Geschichte, die ich erzählen will, ereignete sich vor vielen tausend Jahren. Drunten im Grauholz war noch nie ein Mensch durch den dichten Wald gedrungen. Dicke Tannen ragten in die Höhe. Eichen breiteten ihre mächtigen Kronen aus. Unter ihnen moderten¹ Stämme und wucherten² Gestrüpp³ und Farnkräuter.

Eine Schar Krähen flog auf einen Eichbaum und fing ein lautes Gerede an. Entsetzt von dem Lärm und dem Geschrei stoben die Hasen aus den jungen Tännchen davon. Ein Bär kletterte auf einen Baum, um zu sehen, was es gebe. Die Krähen mußten etwas Besonderes haben. Er horchte.

„Wir wollen unsere Großmutter fragen. Die ist so alt, daß sie alles weiß,“ rief eine noch junge Krähe.

Die Großmutter kauerte⁴ auf einem Aste neben einem Neste. Sie hatte struppige⁵ Federn und erblindete Augen.

„Was gibt es?“

Alle schrien durcheinander.

„Ich verstehe kein Wort. Es soll nur eine reden.“

Die Junge wegte den Schnabel und sprach: „Wir saßen beim Bache drunten. Auf einmal hörten wir ein Getrampel,⁶ als ob eine Herde wilder Ochsen zur Tränke käme. Aber es

kamen keine Urochsen. Tiere kamen, wie wir sie noch nie gesehen haben. Sie gingen aufrecht auf zwei Füßen, so wie wir. Und doch waren es keine Vögel. Es fehlten ihnen die Federn und die Flügel.“

„Brumm,“ rief der Bär.

„Sind es etwa Bären gewesen.“

„Nein, sie hatten nackte, bleiche Gesichter und an den Füßen fehlten die Haare.“

Die Großmutter richtete den Kopf auf: „Es sind Menschen. Vor vielen, vielen Wintern habe ich solche gesehen, bevor ich mit eurem Großvater hierher flog.“

„Nicht alle sahen gleich aus,“ unterbrach sie die erste Krähe wieder. „Ein Teil von ihnen, etwa fünf Duzend, hatten sich in Felle gewickelt. An den Füßen trugen sie Brettchen. Sie blickten aus finsternen, zernarbten¹ Gesichtern und hatten eine rauhe Stimme.“

„Das waren die Männer,“ sprach die Großmutter.

„Ich zählte eine andere Art,“ rief eine weitere Krähe. „Es waren etwa gleichviele wie Männer. Sie redeten mit hoher Stimme und trugen ihre Jungen auf dem Rücken, oder sie zogen sie mit den Vordertagen fort.“

Die Großmutter lächelte: „Hände sagen die Menschen, nicht Tagen. — Du zähltest Frauen und Kinder. Hast du gesehen, wie sie weiße und rote Kleider tragen. Die Kleider sind aus Hanf und Flach.“

„Die Menschen müssen sehr stark und weise sein,“ meinte eine andere Krähe weiter. „Viele trugen Stücke und trieben mit diesen fremde Tiere vor sich her. Die Tiere waren dem Urochsen, dem Wolf und dem Reh ähnlich. Die Menschen schlugen auf die Tiere ein, ohne daß diese sich dagegen wehrten.“

„Die Menschen sind stark und geschick,“ ver-

¹ die Narbe = die sichtbare Stelle einer geheilten Wunde; zernarbt = voll Narben.

¹ modern = verfaulen.

² am Boden wuchern = durch Schnur-Wurzeln sich ausbreiten.

³ das Gestrüpp = niederes Gesträuch.

⁴ kauern = zusammengebückt sitzen.

⁵ struppig = rauh, grob, ungeordnet (struppiges Haar).

⁶ das Getrampel = das Stampfen vieler Füße.

setzte die Alte. „Sie halten sich Kühe und Ziegen und trinken ihre Milch. Das Schaf gibt ihnen Wolle zu Kleidern; der Hund hütet sie vor wilden Tieren, wenn sie schlafen. Er spürt ihnen auch das Wild auf. Dafür geben sie ihren Haustieren zu fressen. Mit uns sind sie gut. Sie überlassen uns die Reste ihrer Mahlzeiten und tun uns nie etwas zuleide.“

„Oh, dann wollen wir hinunterfliegen!“ rief die Enkelkrähe. Unter lautem Freudengekräche flog das Krähenvolk davon.

Der Bär stieg vom Baume herunter und brummte: „Daß mir keiner dieser Menschen unter die Taze läuft! Sonst wollen wir sehen, wer stärker ist.“ Dann ging er seiner Höhle zu.

Die blinde Krähengroßmutter blieb am Rande ihres Nestes sitzen und fraß eine Maus, welche ihr ihre Enkelin auf eine Zweiggabel gehängt hatte. * * *

Die Menschen hatten am Seegestade¹ eine Lichtung² gefunden und hielten dort an. Sie ließen das Vieh im hohen Grafe weiden.

„Macht ein Feuer bereit!“ rief ein Mann. „Wir werden bald ein gutes Mittagessen geholt haben; der Wald ist reich an Wild.“

Er war der größte unter ihnen und hatte kräftige Glieder. Er ging barfuß und trug am Hals einen schönen, runden, gelben Stein. Dieser ähnelte der Sonne und hing an einer Flachsschnur. Links und rechts war noch je ein schöner Eberzahn gereiht. Das Gesicht des Mannes war braun und runzelig; über die Wangen zogen sich lange Narben. Er blickte trotz seinen grauen Haaren stolz und mutig drein. Man sah ihm an, daß er schon manchen harten Kampf mit wilden Tieren und wohl auch Feinden bestanden hatte.

Sein Befehl hatte den Frauen gegolten. Sie sammelten Reisig.

Ein Knabe kam zu dem Manne heran: „Hauptling, darf ich mit auf die Jagd?“

„Nein, Na, dein Stein fliegt zu wenig weit und sicher. Auch bist du nicht gewandt genug, einem wütenden Wilde auszuweichen, später...“

Das Geheul der Hunde verschlang des Hauptlings Rede. Die Männer hatten ihnen gepfeifen. Sie wußten, daß sie auf die Jagd durften. Die Meute³ sprang freudebellend heran. Die Männer, die gerade mit dem Entladen der

¹ das Gestade = das flache Ufer.

² die Lichtung = ein baumloser oder baumarmer Platz im Walde.

³ die Meute = die Hundeschar.

Lasttiere beschäftigt waren, übergaben diese den größeren Knaben und ergriffen ihre Jagdgeräte. Ihre roten und gelben Oberhemden warfen sie den Frauen hin. Frei sollte ihre Brust sein im Kampfe. Kein Lederriemen und keine Bast Schnur sollte sie an der flinken Bewegung hindern.

„Willst du den Langbogen nicht auch mitnehmen, Serr?“

„Er ist mir gestern zerbrochen. Ich habe seither kein schönes Ebenholz zu einem neuen gefunden. Auch fehlt mir eine starke Darmsaite. Die alte zersprang und ist unbrauchbar.“

„Komm mit. Ich leihe dir einen Bogen. Einen Schafdarm schenke ich dir nachher, daß du eine neue Saite drehen kannst.“

„Ich danke dir, Witt. Ich hätte mich mit der Steinschleuder beholfen und mit dem Dolch aus Hirschgeweih. Ein Pfeil ist aber doch sicherer.“

Ein schriller Pfiff unterbrach das Gespräch. Hatt hatte es aus einem Pfeisfen ertönen lassen, das aus einem Fußknöchelchen eines Schweines verfertigt war. Die beiden jungen Männer liefen den andern nach. Die meisten hatten Steinbeile in den Händen. Die Vornehmsten trugen Gere (Lanzen) mit gelb leuchtenden Feuersteinspitzen. * * *

„Der Bündschwamm ist feucht! Er will nicht brennen!“ rief ein Mädchen aus einer Gruppe von andern heraus. Sie waren bemüht, Feuer zu machen.

Na trat herzu. Er kniete über den Feuerbohrer und drückte auf das Oberbrettchen. Dann befahl er dem Mädchen, die Borschnur rascher zu ziehen. Als das Unterholz doch nicht anbrennen wollte, rief er: „Holt trockenen Sand!“

Er streute diesen unter den Bohrstab. Jetzt fing das Unterhölzchen an zu rauchen. Rasch hielt Na einen getrockneten Holzschwamm hinzu. Als dieser glimmte¹, legte er dürres Gras darüber. Ein Mädchen blies das Feuer an. Bald schlugen die Flammen in die Höhe. Die Frauen kamen mit Reisig und dürrer Buchenholz. Sie holten Feuer und steckten das Reisig in Brand. Ueber zwei Astgabeln zu beiden Seiten legten sie den Bratstock bereit.

Da kläfften im Walde die Hunde. Das Geschrei der Männer scheuchte eine Schar Wildenten aus dem Schilf auf. In einer langen Kette flogen sie quer über den See davon.

¹ glimmen = ohne Flamme brennen.

Rasch eilten Ra und die andern Kinder den Männern entgegen. Da traten diese aus dem Gebüsch. Sie brachten zahlreiche Beute mit. Die schönste war ein Damhirsch. Zwei Männer trugen ihn an einem Ast. Zwei Schilfrohrpfeile steckten ihm in Leib, und die Stirne war von einem Streithammer eingeschlagen.

Rasch weidete¹ man die Tiere mit messerähnlich geschärften Rindsknochen aus. Dann verteilten, brieten und verspeisten die hungrigen Leute das Fleisch, indem sie im Kreise um das Lagerfeuer saßen.

Wie man zur Zeit in Amerika lebt.

Amerika! Ach, davon träumen viele Leute. Sie denken: „Amerika ist schön. Da haben es alle Leute gut.“ Amerika hat ja den Weltkrieg gewonnen. England, Frankreich und Deutschland müssen immer noch an Amerika Schulden zahlen. Da muß ja Amerika reich sein. Da muß es den Leuten dort gut gehen. Bald hat jeder dritte Mann in Amerika sein eigenes Auto. Jeder Arbeiter hat sein Auto. Darum sind die Plätze vor den Fabriken riesig groß, doppelt so groß als der Marktplatz in Basel. Da müssen aber die Arbeiter viel Geld verdienen, wenn jeder ein Auto kaufen kann. Ja, aber die Autos sind nicht immer bezahlt. Auch kauft der Arbeiter nur das Auto, damit er nicht in der Fabrikstadt wohnen muß. Mit dem Auto kann er draußen vor der Stadt auf dem Land wohnen. Also hat es der Arbeiter doch schön. Ja, aber er weiß nie, wie lange er im gleichen Geschäft bleiben kann.

Auch die Leute vom Mittelstand, die Handwerker und Händler, die Lehrer und die Angestellten in den Bureaus haben kein bequemes Leben. Ueberall entstehen Großbetriebe, Fabrik-schreinereien, Fabrik-schustereien. Man braucht die Handwerker nicht einmal mehr zum Flicken. Schuhe werden nicht geflickt, man kauft einfach neue. Alte Kleider, verlotterte Möbel verbrennt man und kauft neue. Auch die Kaufleute, die Schreiber, die Bureauangestellten wissen nie, wie lange sie im gleichen Geschäft bleiben können. Sie haben keine Lebensstellungen mehr, da sehr oft die Geschäfte ihre Angestellten entlassen. Darum will jeder viel noch nebenher verdienen. Sie suchen Nebenverdienst. Viele spekulieren an der Börse. Was ist das? Nun sie kaufen Schuld-

scheine, Aktien (Anteilscheine) von Fabriken, von Eisenbahngesellschaften. Die kann man auf der Börse,¹ auf einer Bank kaufen. Aber diese Wertpapiere sind bald hoch im Preis, bald will sie niemand. Geht ein Geschäft gut, dann steigen seine Schuldscheine, seine Aktien und alle Leute wollen solche kaufen. Dann geben sie viel Zins, hohe Dividende. Geht ein Geschäft, eine Fabrik schlecht, dann will niemand schlechte Papiere haben. Vor ein paar Monaten gab es in Newyork einen Börsensturz. Da sind viele Leute vom Mittelstand über Nacht arm geworden. Auch die Hochschullehrer sind nicht besonders gut besoldet und die Aerzte verdienen dort auch nicht viel Geld.

Aber Amerika hat es doch besser als wir hier. Sie haben das Alkoholverbot eingeführt. Man darf keinen Wein, keinen Schnaps, keinen Liqueur mehr trinken. Also müssen die Amerikaner gesünder leben als wir. Ja, wenn man den Alkohol nicht heimlich ins Land schmuggeln² würde. Es nützt eben nichts, wenn man Gesetze macht, aber sie nicht streng handhabt. Das ganze Volk muß eben den Willen haben, solid zu werden.

Mit dem Schmuggeln von Alkohol werden viele Leute verdorben. Ein Schmuggler ist ja auch ein Dieb, er umgeht das Gesetz des Landes. So gibt es in vielen Städten, z. B. in Chicago Räuberbanden. Viel Volk in den Städten und auch auf dem Land ist verwildert. Der Haß wird besonders groß auf die Neger. Die Neger können in den Fabriken gleich gut arbeiten wie die Weißen. Sie leben einfacher als die Weißen und machen die geringst geachteten Arbeiten. Sie haben meist viele Kinder. Die weißen Amerikaner haben wenig Kinder. So werden einmal die Schwarzen in der Ueberzahl sein. Darum hassen die Amerikaner die Neger. Gar oft werden Neger auf der Straße getötet, wenn sie etwas Böses gemacht haben gegenüber einem Weißen.

Im Geschäftsleben schließen sich die Fabriken immer mehr zusammen zu großen Verbänden. Diese Verbände nennt man Truste. So gibt es Verbände der Landwirtschaft, Verbände der Petrollagerbesitzer, Verbände der Schuhfabriken usw. So werden auch die Waren, die man macht, einheitlich, schablonenhaft. Ueberall die ganz gleichen Eisenbahnwagen, überall die gleiche Einrichtung beim Coiffeur, überall in ganz

¹ ein Tier ausweiden = seinen Leib aufschneiden und die Eingeweide herausnehmen.

¹ die Börse = der Versammlungsort der Kaufleute, wo meist Wertpapiere gekauft und verkauft werden.

² schmuggeln = auf heimlichen Wegen oder mit List ohne Zoll ins Land bringen.

Amerika das gleiche Essen in den Hotels. Das wird langweilig.

Und doch kann man auch bei den Amerikanern noch manches lernen. Sie haben eine gute Lebensmittelpolizei. Da können die Händler kein unreifes Obst und kein verdorbenes Gemüse verkaufen. Auch nicht Fleisch von kranken Tieren oder verdorbene Milch. Die Lebensmittelpolizei von Newyork ist so streng, daß manchmal die Hälfte der Lebensmittel, die nach Newyork kommen, vernichtet werden, weil sie nicht ganz einwandfrei sind. Früher hatten die Amerikaner die schlechte Gewohnheit, wo sie waren, auf den Boden zu spucken. Das ist unappetitlich. Jetzt haben sich die Leute diese Unart ganz abgewöhnt. Auch auf den Straßen der amerikanischen Städte passen die Leute mehr auf als bei uns. Es gibt nicht so viel Verkehrsunfälle. Die Amerikaner wissen, daß die Straße heute genau so gefährlich ist, wie das Geleise der Bahn. Da kommt es nicht mehr vor, daß die Kinder auf der Straße spielen. Auch das ist gut in Amerika, daß die Volksklassen sich nicht so stark absondern voneinander, wie in Europa. Die Kirchen in Amerika sorgen immer dafür, daß reich und arm einander verstehen und einander helfen. In Europa aber haben wir scharfe Gegensätze. In vielen Ländern werden sich reich und arm fremd. Auch das ist gut, daß man in Amerika keine Arbeit verachtet. Es gibt dort noch viele reiche Männer, die in jungen Jahren Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Erdarbeiter waren und das ruhig erzählen. Der Amerikaner denkt: Arbeit schändet nicht. Darum gibt es in Amerika noch viele: Self-made-man, das heißt selbst gemachter Mann. Damit will der Amerikaner sagen: Ich habe mich von unten herausgearbeitet. Ich habe mein Geld, mein Vermögen selbst verdient mit meiner Hände Arbeit und mit meinem guten Verstand.

Bei uns aber gibt es viele Leute, die sich schämen, Knecht oder Magd zu sein. Da können wir bei den Amerikanern Lebensweisheit lernen. Umgekehrt aber könnten die Amerikaner bei uns lernen, daß es nicht die Hauptsache ist, viel Geld zu erwerben. Ueber dem Geldwerb steht die Pflege des Geistes und der Seele. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

(Nach einem Reisebericht von Dr. Albert Deri im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“) von Julius Ammann.

Joggeli Fludribus.

Der Brief lautet:

Lieber Papa!

Ich bin im Kurhaus Eichbühl. Es ist da schön und nobel. Heinrich, Willi, Emil und ich spielen viel Schlagball. Ich wollte einmal den Ball sehr hoch werfen. Dabei paßte ich nicht auf. Ich traf mit dem Schlägel die Nase von Heinrich. Heinrich fiel sofort um und blutete heftig aus der Nase. Willi und Emil trugen ihn weg. Heinrich war totenbleich. Der Doktor kam und schaute nach. Er untersuchte. Alle Leute schimpften mit mir und sagten, ich sei ein dummer Lappi. Ich mag nicht mehr im Kurhaus bleiben. Ich will sofort fort. Bitte, Papa, kauf mir sofort ein Motorvelo. Es grüßt Dich
Joggeli Fludribus.

Der zweite Brief lautet:

Tit. Gemeindefanzlei Schlampigheim!

Sehr geehrter Herr Gemeindefschreiber!

Da ich in Basel mich niedergelassen habe, sollte ich den Heimatschein abgeben auf dem Kontrollbureau Basel. Ich ersuche Sie, mir den Heimatschein zu schicken oder direkt ans Kontrollbureau Basel zu senden.

Hochachtungsvoll

Joggeli Fludribus.

Richtige Lösungen sandten ein: Frä. Anna Weibel, Jonschwil (St. Gallen) und Frä. Emma Haas in Basel.

Wer ist verständig? (Antwort.)

Der Metzger hat die lebenden Schafe, jedes für sich, in einen Sack eingebunden, so daß nur der Kopf frei blieb. Im Sack konnte sich kein Tier mehr bewegen. Es mußte liegen bleiben. So konnten alle Tiere bequem fortgeführt werden. Annähernd richtige Antworten sandten ein: Magdalena Freyding, St. Stephan, und Berta Gfeller, Weisnäherin, Hauben, Ober-Dießbach.

Wer ist verständig?

In Basel wollte ein altes Fraueli die Bettflasche wärmen. Sie stellte sie auf die Gasflamme. Plötzlich gab es einen Knall. Die Bettflasche flog in die Luft, in hundert Stücke und die ganze Küche wurde durch die Explosion zerstört. Wie kam das? Was hat das Fraueli getan? Was hat es vergessen?

Antworten sind zu richten an Julius Ammann in Bettingen bei Basel.